Aglaja Veteranyi

Das Regal der letzten Atemzüge

Aglaja Veteranyi

Das Regal der letzten Atemzüge

Roman

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart München

Wir sind viel länger tot als lebendig,
deswegen brauchen wir als Tote viel mehr Glück.

1

Der Weizen muß in neun Wassern gewaschen werden, sagte Costel.
Warum?
Wegen den neun Himmeln.
Die Weizenkörner waren unruhig im Wasser, vielleicht wollten sie kein Totenkuchen werden.
Im zehnten Wasser wird der Weizen gekocht, sagte er.
Neun Himmel?
Ja, für jeden Himmel einmal waschen.
Ich verstand die Muttersprache mit dem Geruch. In der Küche der Tante standen Schränke auf den Schränken. Durch das Fenster schaute der Himmel in den Topf.
Er wartete.
Die Toten haben Hunger, sagte Costel.
Der Stoffkalender mit den orthodoxen Feiertagen war seit Jahren abgelaufen, seit Onkel Petrus Tod. Die Feiertage waren ein Küchentuch geworden, sie warteten auf ihre Verwendung. Für mich hatte Costel keine Verwendung, ich stand neben ihm und vergaß über das Beobachten der Totenvorbereitungen das Weinen.
Ich vergaß oft das Weinen.
Nicht alles, was du vergißt, verschwindet, sagte Costel. Das Vergessen hebt die Dinge nur deutlicher hervor.

Die Möbel in der Küche der Tante schwiegen.
Der Tisch war die aufgeklappte Tür eines Sekretärs, darunter steckte ein Holzstab.
Im Regal Zahnstocher.
Kristallgläser.
Zuckerstreuer Ovomaltine.
Aschenbecher »Sao Paulo« oder »Madrid«.
Silberkannen »Zürich Plaza Hotel«.
Costel legte die geschälten Baumnüsse auf die orthodoxen Feiertage, faltete das Tuch zusammen und rollte eine Glasflasche darüber.
Die Nüsse platzten, sie stießen kleine Schreie aus.
Hier kann man die Nüsse gemahlen kaufen, ich weiß, sagte er. Gefüttertes Toilettenpapier, geschnittener Salat, vorgekochte Kartoffeln, Karotten in Form von Pinguinen. Bald wird man nicht einmal mehr selber essen müssen. Ich will meine Hände nicht daran gewöhnen, daß sie die Tüten nur zu öffnen brauchen, sonst werden sie zu Hause verrückt. Dein Onkel wartet schon jetzt darauf, daß ich seine Wohnung verlasse. Er hat Schränke und Türen abgeschlossen. Gestern mußte ich vor ihm meinen Koffer wieder auspacken. Mach mir keine Geschenke, er glaubt, daß ich alles gestohlen habe.
Während Costels Mund sprach, erinnerten sich seine Hände an den Ablauf der Vorbereitungen. Sie hatten schon viele Totenkuchen gemacht. Zuletzt für Onkel Petru.
Beerdigung.

40 Tage.
3 Monate.
6 Monate.
1 Jahr.
Die Reisevorbereitungen der Toten dauern lange, sagte Costel.
Vanille.
Rum.
Mandelextrakt.
Zucker.
Salz.
Geriebene Zitronenschalen.
Weinbeeren.
Neben dem Tisch standen zwei Hocker, darauf zwei blaue Plastikbecken, darin je ein Hügel. Aus gemahlenen Nüssen, aus gemahlenen Butterkeksen.
Weizenhügel.
Nußhügel.
Butterkekshügel.
Sie wurden vermischt und geknetet.
Costels Hände waren rauh, wie Brotrinden. Beim Kneten wurden sie geschmeidig, sie streichelten.

Der Totenkuchen würde auch Costels Bewegungen in sich tragen.
C'est la vie, sagte er.
Hätte Costel den ganzen Weizen aus dem Keller der Tante gekocht, ihr Totenkuchen wäre so groß wie die Wohnung geworden.

Der Totenkuchen wartete in einem der drei Kühlschränke auf die Beerdigung der Tante.
Bevor wir zum Friedhof fuhren, stürzte ihn Costel auf einen großen Teller.
Puderzucker.
Kreuz aus Nüssen.
Smarties-Dekoration.
1 Kerze.

Costels Totenkuchen waren heiter. Von einigen hatte er Fotos gemacht. Er trug sie bei sich wie Bilder von Verstorbenen.

2

Wir sind viel länger tot als lebendig, sagt die Tante, Tote brauchen viel mehr Glück.
Von den Städten kenne ich den Zirkusplatz, den Gemüsemarkt und den Friedhof.
Die Gemüsemärkte gehören meiner Mutter, die Friedhöfe meiner Tante.
Die Erde wird nie satt, sie will immer essen.
Die Tante spricht von der Erde wie von einem Kind.
Ich begieße die Blumen der Gräber.
Das Wasser schreckt die Ameisen der frischen Toten auf. Sie huschen aus der Erde.
Hinter dem Grab eines frischen Toten pinkle ich nie.
Wenn du einen Toten besuchst, besuchst du alle Toten, sagt die Tante, die Seelen werden im Himmel eine einzige Seele.
Ich stelle mir den Himmel wie eine Garderobe vor. Darin haben die Engel ihre Requisiten. Und die Seelen ziehen sich als Mensch an, bevor sie geboren werden.

Bevor die Tante starb machte sie Probereisen.
In meinem ersten Traum lag sie tot auf einem Tisch. In einem leeren Zimmer. Aber sie konnte nicht stillhalten, stand immer wieder auf und ging umher.
Ich öffnete das Fenster.
Du kannst jetzt gehen, sagte ich.
Was, sterben soll ich?

Im zweiten Traum hatte ihr Haar drei verschiedene Alter. Es war rötlich, blond und weiß. Mit jedem Schritt zur Tür schälte sie sich von den Jahren, das Zimmer wurde länger und die Tante jünger. In der Mitte wucherte ihr Haar in allen Farben. Es breitete sich wie Feuer aus.

Den dritten Traum träumte der Onkel.
Sie ist mir im Traum erschienen, sagte er, im Reisekleid und mit Koffer. Sie hielt den Hund im Arm und verabschiedete sich von mir.

Als die Tante starb, froren unsere Gesichter im Spiegel. Der Onkel deckte den Spiegel mit ihrer Jacke ab.
Meine Mutter schluchzte ins Telefon: Ich bin böse mit Gott! Er hält nicht zu uns!
Dann hielt sie ihrer toten Schwester den Hörer hin.
Aus dem Apparat drang ein rumänisches Klagelied.
Neben der Tür schluchzte Costel. Mama Reta ist gegangen!
Er schlug sich auf den Kopf, ins Gesicht, auf die Lippen, schlug sich die Wörter in den Mund zurück.
Ich öffnete das Fenster.
Costel schloß es wieder.
Frische Luft schadet der Leiche, sagte er.
Der Onkel griff der Tante zwischen die Beine und schnitt den Katheterschlauch durch. Er hing wie eine Nabelschnur.
Den Rest ließ er in der Tante.

Wenn der Urin grün wird, dauert's nicht mehr lange, hatte der Onkel gestern gesagt.
Er öffnete den Verschluß des Sacks und ließ die Flüssigkeit in eine Kanne abfließen. Das Zimmer war ihm klein geworden, es drückte ihm die Brust in den Bauch.
Der Tod stank. Die Krankenschwester rieb die Tante mit Lavendelgeist ein.
Solange die Nieren funktionieren, gibt's noch Hoffnung, antwortete meine Mutter.

Nein, sagte der Onkel, alle Organe sind schon vergiftet.
Dann laß ihr die Adern aufschneiden, um das Gift rauszuspülen! schrie sie und zündete die Kerze an.
Zünden Sie hier keine Kerzen an, sagte der Arzt, sonst fliegt alles in die Luft.
Dann fliegen wir, antwortete meine Mutter.
Sie bekreuzigte sich, faltete die Hände und warf lange Blicke zur Decke.
Hilf mir! rief sie plötzlich. Hilf mir!
Gott ließ auf sich warten.
Sie ballte die Faust.
Sonst geh zum Teufel!

3

Die Sauerstoffflasche war überflüssig geworden, eine Krankenschwester rollte sie hinaus. Ihre Räder schnitten das Zimmer auf, der wunde Boden kippte nach innen, durch mehrere Stockwerke hindurch. Wir fielen in die Erde wie in einen Mund.
Jetzt konnte die Kerze brennen.

Ich setzte mich zur Tante, die sich immer noch das Klagelied aus dem Telefon anhören mußte: Sehnsucht und Trauer haben mich gepackt, sie drücken mich wie ein enger Gürtel.

Ihr Gesicht schien größer als sonst.
Es sah aus, als hätte es vergessen zu altern.
Eine weiße Binde hielt es zusammen.
Costel hatte ihr die Augen geschlossen, den Mund.
Sie sah schön aus. Schöner als gestern.

Ich legte die Finger auf ihre Stirn. Die Hand.
Die Hand atmete, sie atmete in die Stirn der Tante hinein.
Das Gesicht war warm.

Auf der Tante lag ein Bild mit Maria.
Auf dem Bild Blumen.
Auf den Blumen eine Hand und eine Hand.
Die Tante hielt die Maria mit Costels Bewegungen fest.

Davor hatte die Maria in der Brechschale gestanden, an ein Glas mit Blumen gelehnt.
Vorher lag sie in einem Koffer auf dem Trödelmarkt. Auf den Tod der Tante hatte sie im Vorratsschrank meiner Mutter gewartet. Er stand in der Rumpelkammer, voller vergoldeter Gläser, Champagnerflaschen, Eierkerzen und Auferstehung.

Der Onkel öffnete die Tür, stellte den Rollstuhl auf den Gang, stellte das Klappbett neben den Rollstuhl, schloß die Tür. Er öffnete den Mund und sprach laut aus dem Hals.
Wir müssen jetzt Ordnung machen, sagte er, ich habe viel zu tun, es gibt viel zu tun.
Er schaute von einer Wand zur anderen, sein Atem war flach, seine Bewegungen, als sei seine Haut verkrustet.
Er nahm ein Blatt von der Wand und zerriß es.
Darauf hatte er vor ein paar Tagen das Menü der ganzen Woche aufgeschrieben.
Bergbrot.
Grahambrot.
Vollkorngipfeli.
Morchelterrine.
Rindfleischvogel nach Burgunderart.
Broccoliröschen.
Zitronenmousse.
Zürigeschnetzeltes.
Schweinsfilet mignon an Englisch-Senfsauce.
Knackerbsen.
Gefüllte Kalbsbrust.
Williamskartoffeln.
Entenbrust an Orangenschaum.
Ich suche ihr das Beste aus, hatte er gesagt, es soll ihr an nichts fehlen. Er beugte sich über seine Frau, kniff sie in die Wange und sprach wie zu einem Schrank.
Hallo, Bestia, wo bist du? Jetzt gibt's zu essen. Fein!

Schreiben war für Aglaja Veteranyi Mittel der Weltbewältigung, Schreiben war ihr Weg, in einer anderen, besseren Welt einen Platz zu finden. Und es schien zu gelingen. »Warum das Kind in der Polenta kocht«, ihr erster Roman, war nicht nur ein Verkaufserfolg, Kritik und Schriftstellerkollegen nahmen ihn mitunter hymnisch auf. So schrieb Peter Bichsel: » – dies ist das erstaunlichste Buch, das mir in den letzten Jahren begegnet ist. (...) Hier schreibt eine Artistin auf dem hohen Seil, und ich schaue ihr von unten zu, und mir stockt der Atem.«

»Warum das Kind in der Polenta kocht« ist ein stark autobiographisch gefärbter Text. Auf die ihr anfangs unangenehme Frage nach ebendiesem Umstand antwortete Aglaja Veteranyi in der für sie so typischen Weise mit einem »Auch die Phantasie ist autobiographisch«. Das Buch erzählt die Geschichte eines jungen Mädchens, das in einer Zirkusfamilie aufwächst. Die Mutter ist die Frau, die an den Haaren hängt, der Vater ist Clown und will Filme drehen, und irgendwann verläßt er die Familie. Man bereist die ganze Welt, und doch reicht der Horizont kaum über den eigenen Wohnwagen hinaus. Am Ende des Buches spürt das junge Mädchen, daß da

noch mehr sein muß, hinter den Grenzen, die bis dahin ihr Universum markiert haben.
Dieses Mehr, dieses Andere eroberte sich Aglaja Veteranyi durch ihr Schreiben, und die Druckerschwärze ihres ersten Buches war noch nicht trocken, als sie bereits mit dem zweiten begann. Schreiben war, wie gesagt, ihre Form der Weltbewältigung und Weltaneignung, ihre zahllosen Notizbücher und Textfragmente zeugen davon. In ihrem neuen Buch sollte es um eine erwachsene, ihrer eigenen Lebenssituation nähere junge Frau gehen, die sich im Spannungsverhältnis zwischen Familie und selbst definiertem Lebensentwurf zu orientieren versucht.
Genau diese Spannung bestimmte auch Aglaja Veteranyis Leben, und der bald folgende Tod ihrer Tante, die eine ihrer wichtigsten Bezugspersonen war, traf sie tief: Die Erfahrung, einen geliebten Menschen zu verlieren, geriet ihr dann auch ins Zentrum ihres neuen Romans. Der Tod, oder zumindest die drohende Gefahr des Todes, war schon immer eines ihrer Leitmotive gewesen, nie düster, sondern immer voller Menschlichkeit und in bisweilen schwärzesten Humor getaucht.
Es waren dieser Humor und diese Menschlichkeit, die alle, die Aglaja Veteranyi kennenlernten, an ihr so schätzten und liebgewannen. Sie erweckten ihre Texte zum Leben und machten aus jeder Lesung ein Erlebnis. Kaum je hat ein Erstlingsroman wohl eine solche Kette von Veranstaltungen nach sich gezogen

wie die »Polenta«, die auch gleich zweimal auf die Bühne gebracht wurde, in Zürich und in Stuttgart. Was in ihren Texten als schwarzer Humor zum Ausdruck kam, mündete in ihrem Fühlen und Empfinden jedoch zuletzt in Schwermut; in eine Schwermut, an der sie zerbrach: Anfang dieses Jahres nahm Aglaja Veteranyi sich das Leben.
Fast bis zuletzt hatte sie an ihrem Buch weitergeschrieben. Im Frühsommer 2001 war, wenn man so will, der Knoten geplatzt, hatte sie nach langen Vorarbeiten und Diskussionen den Weg gefunden, wie sie ihre Geschichte zu Papier bringen wollte. Aus der ursprünglich neu gewählten dritten Person fand sie zurück zur Ich-Erzählung und setzte den Tod der Tante als Rahmen, der ihr den Blick zurück erlaubte: auf ein Leben, das es als Wirklichkeit zu akzeptieren galt und aus dem nur so etwas Neues entstehen konnte.
Als Aglaja Veteranyi den hier vorliegenden Text fertigstellte, hatte sie verschiedene Ideen, was sie ihm noch hinzufügen könnte, und doch muß sie gespürt haben, daß es sich um eine Art Abschluß handelte. Alles ist zusammengeführt, alles am Platz – so könnte es gehen, scheint sie mit ihrer letzten Version sagen zu wollen, die sie eigens noch einmal ausgedruckt und mit handschriftlichen Korrekturen versehen hat. U.a. hat sie die Passage über Gottes Archiv der letzten Atemzüge noch hinzugefügt, aus der sich dann für sie auch der Titel ergab: Auf einer eben-

falls handschriftlichen Liste ist der ursprüngliche Arbeitstitel durchgestrichen, »Das Regal der letzten Atemzüge« mit einem Kreis versehen und klar hervorgehoben.
Daß es ihr Wunsch war, daß dieser und andere nachgelassene Texte veröffentlicht werden, geht aus einer früheren Notiz hervor, ebenso, daß der hier Mitunterzeichnende, Werner Löcher-Lawrence, ihr Lektor, sich um das Wie und Wo kümmern solle.
Der hier abgedruckte Text wurde übernommen wie von der Autorin hinterlassen und – das sei ebenfalls ausdrücklich noch einmal gesagt – wie mehrfach und eingehend so besprochen. Allein offensichtliche Fehler wurden korrigiert, die Unterteilung in Teile und Kapitel, die noch nicht durchgängig vorgenommen war, nach dem Vorbild der »Polenta« eingerichtet.
»So könnte es gehen«, muß Aglaja Veteranyi gedacht haben und hat uns allen damit ein letztes, großes Geschenk gemacht.

München und Zürich im April 2002
Werner Löcher-Lawrence und Jens Nielsen

Die Autorin dankt der Stadt Zürich,
dem Kanton Zürich und der Stiftung Plaas Lindau
für ihre Unterstützung.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich

© 2002 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart München
Alle Rechte vorbehalten
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck
Diese Ausgabe wurde auf chlor- und säurefrei
gebleichtem, alterungsbeständigem Papier gedruckt.
Printed in Germany

ISBN 3-421-05377-4